

4. Liturgik

Alexander Deeg: *Das äußere Wort und seine liturgische Gestalt. Überlegungen zu einer evangelischen Fundamentalliturgik*, Arbeiten zur Pastoraltheologie, Liturgik und Hymnologie 68, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2011, br., 590 S., € 86,95

Dem Gottesdienst auf den Grund gehen und so liturgisches Handeln begründen – das ist Ziel und Aufgabe einer Fundamentalliturgik. Dass diese – zumindest in den Kirchen der Reformation – ein Desiderat darstellt, ist unbestritten (siehe Kap. 1: „Evangelische Fundamentalliturgik – ihr Ausfall, ihre Notwendigkeit und ihre formale Bestimmung“, 19–71). Diesem Desiderat begegnet der Leipziger Praktische Theologe Alexander Deeg mit seiner in Erlangen-Nürnberg angenommenen und ausgezeichneten Habilitationsschrift. Sie umfasst knapp 600 Seiten, inklusive ausführlichem Literaturverzeichnis und Namensregister. Die Studie ist breit angelegt, jedoch nicht so, dass sich der Verfasser in der Weite verliert, sondern die Diskussionen immer wieder auf die zentrale Frage nach Grund und Begründung des Gottesdienstes hin bündelt. Der wichtigste Ertrag kann daher auch in einer knappen These wiedergegeben werden: „Evangelischer Gottesdienst, der – mit Luther – auf die Gott-menschliche Kommunikation in Gottes Wort bezogen ist, steht im Blick auf seine Gestaltseite notwendig im spannungsvollen Wechselspiel von Wort und Kult und kann als WortKult präzise beschrieben werden“ (444). Diese These eignet sich hervorragend, um die zentralen Aspekte der Arbeit zu skizzieren.

1. Deegs Überlegungen sind in der lutherischen Gottesdienstlandschaft verortet. Die materiale Bestimmung der Liturgik (Kap. 2, 72–228) setzt bei Luther ein. Zentral ist dabei die Betonung des *verbum externum*. Dieses ist im biblischen Kanon gegeben. Liturgisch ereignet sich das *verbum externum* nun aber nicht in der Schriftlesung, sondern in der Predigt. Damit werde – so die Problemanzeige von Deeg – indirekt die Schrift als *verbum externum* abgewertet, der äußere Kult werde überflüssig und der Gottesdienst werde pädagogisch funktionalisiert (83–95). Die Auswirkungen dieser Weichenstellungen zeigen sich in den Spannungsfeldern, welche die spätere liturgische Diskussion bestimmen: Außen vs. Innen, Schriftlichkeit vs. Mündlichkeit, göttliches vs. menschliches Handeln (96–221). In historischer Perspektive (Kap. 3, 231–276) ist eine Wellenbewegung erkennbar: Phasen, in denen betont wird, dass das Wort vermittelt werden muss (Aufklärungszeit, ältere liturgische Bewegung) wechseln mit Phasen, in denen das Wort als gegeben betrachtet wird (Restauration, neuere liturgische Bewegung). Dass die Konzentration auf den evangelischen Gottesdienst nicht mit Scheuklappen erfolgt, zeigt der weite Horizont, in welchem die liturgischen Fragen reflektiert werden. Explizit erfolgt die Ausweitung durch die Nachzeichnung der Entwicklungen in der römisch-katholischen Liturgiewissenschaft und in

jüdischen liturgischen Entwürfen (Kap. 4, 277–327). Dabei erkennt Deeg ein Schema, das von Kultorientierung über Kultkritik zu Reaktualisierung führt, und das Ähnlichkeiten mit der Entwicklung der evangelischen Liturgiewissenschaft aufweist (327). Diese Erkenntnis lässt sich auch dahingehend verstehen, dass die fundamentalliturgische Frage nach dem Verhältnis von Wort und Kult nicht auf den inner-evangelischen Bereich beschränkt ist, sondern jeder liturgischen Tradition inhärent mitgegeben ist. Daher – so lässt sich schon jetzt festhalten – ist die Lektüre der vorliegenden Arbeit auch für die Reflexion anderer Gottesdiensttraditionen – z. B. reformierter oder freikirchlicher Gottesdienste – inspirierend und anregend.

2. Die Habilitationsschrift zeichnet sich durch eine betont theologische Argumentation aus. Das wird in der oben genannten These dadurch deutlich, dass das Proprium des Gottesdienstes durch die vertikale Kommunikationsdimension Gott–Mensch bestimmt wird. Diese vertikale Dimension markiert Deeg mit dem in Kapitälchen geschriebenen Begriff „Wort“. Damit meint er das sich von Gott her ereignende Wort, ganz im Sinne der dreifachen Bestimmung des Wortes Gottes bei Karl Barth (438). Im Kontext einer vornehmlich religionstheoretisch orientierten Praktischen Theologie kann die Nachdrücklichkeit, mit der Deeg auf theologische Reflexion pocht, nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie führt dazu, dass ästhetische Aspekte zwar berücksichtigt und diskutiert werden, aber diese nicht als Dominanten den Diskurs bestimmen. Das zeigt sich etwa darin, dass Deeg das liturgische Geschehen in Form einer Pyramide darstellt (223). Deren Grundfläche ist durch die drei Ecken „Liturg/in“, „Agende“ und „Gemeinde“ markiert. Diese drei Ecken folgen damit insgesamt der Logik der Ästhetik. Die Agende weist auf die Werkästhetik, der Liturg/die Liturgin auf die Produktionsästhetik und die Gemeinde auf die Rezeptionsästhetik. Dominiert wird aber die Grundfläche durch die Spitze der Pyramide, dem „Wort Gottes“ (= WORT). Damit unterstreicht Deeg die zentrale Bedeutung der Vertikalen. Im Gottesdienst geht es wesentlich – so wiederholt Deeg beständig im Laufe der ganzen Arbeit – um die Gott–Mensch-Begegnung. Gut, dass eine Fundamentalliturgik diese vertikale Dimension in die Mitte stellt und sich nicht im horizontalen Geschehen verliert. Ebenso gut auch, dass das horizontale Geschehen und die damit verbundenen ästhetischen Fragen nicht aus dem Blickfeld geraten, sondern vielmehr von dieser vertikalen Dimension her ihr je spezifisches Profil erhalten.

3. Die theologische Argumentation ist mit kulturwissenschaftlichen Reflexionen verknüpft. Die oben genannte These assoziiert diesen kulturwissenschaftlichen Zusammenhang durch den Spannungsbogen von Wort und Kult. Allzu schnell könnte man ja diesen Spannungsbogen identifizieren mit Wort und Sakrament – oder mit Reden und Handeln. Deeg liefert überzeugende Argumente gegen solche verkürzte Identifizierungen. Wenn „Wort“ und „Kult“ nicht primär auf unterschiedliche Handlungsformen weisen, worauf dann? Im Gespräch mit kulturwissenschaftlichen Ansätzen eröffnen sich neue Perspektiven (Kap. 5, 328–452). Zentral ist dabei die an Hans Ulrich Gumbrecht und Dieter Mersch

anschließende Differenzierung zwischen Sinnkultur und Präsenzkultur. Sinnkultur („Wort“) zeichnet sich durch rationale Reflexion aus und zielt auf Verstehen. Präsenzkultur („Kult“) zeichnet sich durch die Überwindung der Subjekt-Objekt-Spaltung aus und zielt auf das Ereignis der Begegnung. Gottesdienst vollzieht sich im Horizont dieser Spannung von Sinn- und Präsenzkultur. Deeg bestimmt dabei im Anschluss an Berthold Brechts Theatertheorie das Verhältnis von Wort und Kult als gegenseitige Verfremdung: „Es geht um den V-Effekt [Verfremdungs-Effekt] des Wortes durch den Kult und umgekehrt um den V-Effekt des Kultes durch das Wort – beides mit dem Ziel, den Wort- oder Kult-haften Selbstabschluss der Feiergehalt gegenüber dem Wort zu vermeiden und die Feier zu öffnen für das Wort, das bleibend jenseits der Möglichkeiten ihrer eigenen Verwirklichung liegt“ (440).

Durch die gegenseitige Verfremdung von Wort und Kult wird der Gottesdienst vor einer einseitigen Intellektualisierung ebenso wie vor einem reflexionslosen Kult bewahrt. So gesehen ist die Verhältnisbestimmung von Wort und Kult im Modus der Verfremdung durchaus sinnig – aber ihr haftet auch eine gewisse Einseitigkeit an. Wäre es nicht auch denkbar, das Verhältnis von Wort und Kult nicht nur als gegenseitige Verfremdung, sondern auch als gegenseitige Erhellung zu bestimmen? Für die liturgische Praxis würde das bedeuten, dass das Wort eine Brücke baut zum Kult und so die Zugänglichkeit zum Kult erleichtert – und umgekehrt. Theologisch ließe sich eine solche Verhältnisbestimmung durch eine stärkere Beachtung pneumatologischer Aspekte gewinnen.

4. Gottesdienst wird als Gestaltungsaufgabe verstanden, präziser als „liturgische Inszenierung des *verbum externum*“ (453; Kap. 6, 455–549). Die Inszenierung steht in der Spannung zwischen der Unverfügbarkeit der Gottesbegegnung und der Verheißung der göttlichen Gegenwart. Sie soll daher mit „Bescheidenheit“ und „Wagemut“ erfolgen (527). Im Anschluss an die Reformatoren betont Deeg, dass das Wort ohne das biblische Wort nicht zu haben sei (491). Er plädiert dafür, dass das biblische Wort und das Bibelbuch wieder „in das Zentrum des evangelischen Gottesdienstes“ gerückt werden (495) – da kann man Deeg nur zustimmen! Die Orientierung am biblischen Wort betrifft alle Sequenzen der Liturgie, sei es als gelesenes, gepredigtes, gesungenes, gebetetes oder gegessenes/getrunkenes Wort (497–534). In all diesen Wortgestalten sind sinn- und präsenzkulturelle Aspekte zu bedenken und aufeinander zu beziehen.

Um das an einem Beispiel zu illustrieren: Es ist nicht nur bedeutsam, dass im Gottesdienst Lesungen biblischer Texte erfolgen (was übrigens in freikirchlichen Gemeinden alles andere als selbstverständlich ist), sondern auch, was, wie, wo und woraus gelesen wird. Eine sinnkulturelle Orientierung rückt vor allem die Verständlichkeit der Texte in den Vordergrund. Aus präsenzkultureller Perspektive ist das nicht das einzige oder wichtigste Kriterium. Im Gottesdienst können auch biblische Texte Platz haben, deren Verständlichkeit nicht unmittelbar zu erwarten ist. Es wird auch nicht gleichgültig sein, ob biblische Texte von einem A4-Ausdruck abgelesen werden, oder ob sie aus einer Lesebibel vorgetragen

werden, oder auch ob sie – um den Gedankengang von Deeg in das digitale Zeitalter weiterzuführen – auf einer Leinwand eingeblendet werden. Die Bibel gehört nicht nur als Text in den Gottesdienst, sondern auch als Buch.

Im gesamten Duktus des Buches ist nicht zu übersehen, dass bei allen Bemühungen um Ausgewogenheit die präsenzkulturellen Aspekte mit mehr Engagement und in größerer Breite referiert werden. Das ist wohl als Korrektiv zum gegenwärtig dominierenden sinnkulturellen Gottesdienstverständnis zu werten. Und gerade in dieser Hinsicht verdienen es die Impulse des Autors, in der liturgischen Praxis bedacht und aufgenommen zu werden. Es wäre aber nicht im Sinne des Erfinders, nun plötzlich auf der anderen Seite des Pferdes herunterzufallen und sinnkulturelle Aspekte zu vernachlässigen. Und es wäre mehr als kontraproduktiv, wenn die Fixierung auf die Spannung „Wort“ vs. „Kult“ dazu führen würde, den Blick auf das Wort zu verlieren. Der Gottesdienst lebt weder aus dem eigenen „Wort“ noch aus dem eigenen „Kult“, sondern aus dem ihm gegebenen, dem *verbum externum*.

Wer sich mit den grundsätzlichen Fragen rund um den Gottesdienst beschäftigt, wird bei Deeg eine wahre Fundgrube wertvoller Gedanken finden. Es ist zu wünschen, dass diese Gedanken zur weisen und sorgfältigen Gestaltung von Gottesdiensten beitragen, in denen Menschen erfahren, was letztlich unverfügbar ist – die Begegnung mit dem lebendigen Gott.

Stefan Schweyer

Hans-Joachim Eckstein, Ulrich Heckel, Birgit Weyel (Hg.): *Kompendium Gottesdienst. Der Evangelische Gottesdienst in Geschichte und Gegenwart*, UTB, Tübingen: Mohr Siebeck, 2011, Pb., 336 S., € 19,90

Die Württembergische Landeskirche hat 2012 zum „Jahr des Gottesdienstes“ erklärt (<http://www.jahr-des-gottesdienstes.de>). Zur Einstimmung hat die Evangelisch-Theologische Fakultät der Eberhard Karls-Universität in Tübingen eine Ringvorlesung zum Thema angeboten, deren Beiträge nun in diesem Sammelband vorliegen. Das Kompendium zielt darauf, „grundsätzlich über den evangelischen Gottesdienst nachzudenken“ (X), und zwar hauptsächlich in der Form „normaler“ Sonntagmorgen-Gottesdienste. Die fünfzehn Kapitel zu je 20 Seiten behandeln biblische, historische, systematische, praktische und empirische Fragen.

Eröffnet wird der Band mit zwei Beiträgen zum Gottesdienst in der Bibel. Bernd Janowski beschreibt den Gottesdienst Israels anhand der zentralen Praxis des Opfers. Im Rückgriff auf das „Altargesetz“ Ex 20,24–26 versteht Janowski das Opfer als „Ort des Kommens Gottes“, als „sichtbare Seite Gottes“ und als „Zeichen der Gastfreundschaft gegenüber Gott“ (5). Janowski zeigt überzeugend,